

logie, die mit ihren Leitsprüchen tiefe Spuren hinterlassen hat – Parolen wie »Ein deutsches Mädel muß hassen können« (KM, 191) und »Ich bin geboren deutsch zu fühlen / Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt / Erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen / Erst meine Heimat, dann die Welt!« (192) werden noch nach Jahren rekonstruiert. Protestantischer Ethos und preußischer Drill sind auf unheilvolle Art und Weise miteinander verwoben. Brigitte Reimann (Jg. 1933) und Christa Wolf werden, so nennen sie es sich gegenseitig bestätigend im Briefwechsel »Sei begrüßt und lebe« (1993) preußisch erzogen, was heißen soll: Pflichtgefühl zeigen, Gerade-Gehen, wenig nach außen zeigen, was die Forderung nach Selbstdisziplin und das Sich-nicht-gehen-Lassen umschließt. Zurück bleibt ein in der Kindheit ausgehandeltes »Kompensationsgeschäft«: »Anerkennung und verhältnismäßige Sicherheit vor Angst und übermächtigem Schuldbewußtsein werden ihr garantiert, dafür liefert sie Unterwerfung und strenge Pflichterfüllung« (KM, 286). Der Pakt bleibt nicht ohne Folgen: Jahrzehnte später dringt die Erzählerin über die Traumdeutung zu ihrem Hauptproblem vor: ständige Fremdeinwirkungen, das Verschweigen-Müssen, aber auch Verschweigen-Wollen führt zu Zusammenbrüchen.

»Daß du nicht verstandest, was passierte, als der Herzrhythmus entgleiste, aber sofort begriffst, warum es passierte. Das Organ hatte die heikle, vielleicht gefährliche Aufgabe übernommen, den Zustand schweren inneren Gejagtseins zu vermelden, den du nicht anders zur Kenntnis nehmen wolltest. Die Sprache unserer Organe, die wir nicht entschlüsseln können, weil wir eisern entschlossen sind, Körper- und Seelengedächtnis voneinander zu trennen. Die Einsichten, die zufließen, während die Ärzte Todesangst vermuten und das Wort ›Erleichterung‹ nicht gelten lassen würden.« (KM, 506)

2 Zwischen dem Willen zum Glauben und dem Wissen. Die 1950er Jahre

Christa und Gerhard Wolfs Lebenswege sind nach dem Abitur lebenslang miteinander verbunden (s. Kap. III.48). Beide entscheiden sich – zunächst unabhängig voneinander – für ein Studium in Jena. Gerhard Wolf schreibt sich für Germanistik, Geschichte und Pädagogik ein. Christa Wolf hat zunächst den Wunsch Lehrerin zu werden. Erst im 5. Semester fällt die Entscheidung für das Studium der Germanistik und Geschichte. In der Thüringer Universitätsstadt werden sie sich 1949 kennenlernen. Beide treten am Ende der 1940er Jahre aus unterschiedlichen Motiven der SED bei. Während es bei Gerhard Wolf vor allem eine »Anti-Eltern-Aktion« (Simon 2013, 81) ist, zählt bei Christa Wolf der Glaube an die »Idee der sozialen Gerechtigkeit und an den Antifaschismus, den ich in dieser Partei am stärksten ausgeprägt fand. Später in Berlin lernte ich Menschen kennen, die selbst Antifaschisten und im KZ oder Zuchthaus gewesen waren« (ebd.). 1951 heiraten beide, 1952 wird die Tochter Annette geboren. Während seine Frau das Studium fortsetzt, unterbricht Gerhard Wolf dieses, um für die Familie Geld zu verdienen. Zunächst findet er eine Anstellung beim Mitteldeutschen Rundfunk in Leipzig, bald erfolgt die Versetzung nach Berlin, wo er als verantwortlicher Literaturredakteur arbeitet. Christa Wolf wechselt den Studienort und schreibt sich an der Universität in Leipzig ein. Die folgenden Semester sind v. a. durch den Ordinarius Hans Mayer bestimmt, auch wenn dieser ihr die Teilnahme an seinem Oberseminar verwehrt, da er in ihr eine Studentin des Antipoden Gerhard Scholz vermutet und bei dessen Mitarbeiterin Edith Braemer die Studentin in Jena für sie beeindruckende Seminare zum literarischen Sturm und Drang erlebt hat. Trotz dieser Dissonanz akzeptiert er ihre Diplomarbeit zum Thema über »Probleme des Realismus im Werk Hans Falladas«. Entsprechend der literaturtheoretischen Auffassungen der frühen 1950er Jahre ist diese Schrift ganz im Geist des Realismusbegriffes von Georg Lukács verfasst, der von den jungen Genoss/innen widerspruchsfrei angenommen wird (s. Kap. II.A.8). Nach dem Studium ist die Familie in Berlin vereint, hier wird Gerhard Wolf sein Studium beenden und 1956 wird die zweite Tochter Katrin, genannt Tinka, geboren. Christa Wolf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Schriftstellerverband, von 1955 bis 1977 ist sie Mitglied des Vorstandes dieses

Verbandes, der ab 1973 Schriftstellerverband der DDR heißen wird. 1956 arbeitet sie als Chefflektorin des Verlags Neues Leben und von 1958 bis 1959 als Redakteurin der Zeitschrift *neue deutsche literatur*. Die in vieler Hinsicht eingreifenden und nachhaltig wirkenden Ereignisse des Jahres 1956 – Volksaufstand in Ungarn, Beginn der politischen Prozesse in der DDR, so gegen Walter Janka, Wolfgang Harich und Erich Loest – werden für das Ehepaar zu einer entscheidenden Zäsur. Gerhard Wolf fällt aufgrund zunehmender Reglementierungen beim Rundfunk die Entscheidung, von nun an freiberuflich als Publizist, Lektor, Kritiker, Autor und Herausgeber zu arbeiten. Mit der Gründung dieses Weges sind über Jahrzehnte bestehende Kontakte zur Verlagslandschaft in der DDR, der Beginn intensiver Arbeitsbeziehungen und Freundschaften zu Autor/innen – so u. a. zu Sarah Kirsch, Johannes Bobrowski, Georg Maurer, Volker Braun, Günter de Bruyn – sowie sein großes Interesse für die bildende Kunst und die alternative Kunstszenen in der DDR verbunden (s. Kap. III.48, s. Kap. IV.53). Im Jahr 1959 steht der nächste Umzug an; Halle an der Saale wird bis 1962 der Wohn- und Arbeitsort der Familie Wolf. Gemäß der Ansprüche, die sich aus dem Konzept des ›Bitterfelder Weges‹ (s. Kap. II.A.8) ergaben, leiten beide im VEB Waggonwerk Ammendorf einen ›Zirkel schreibender Arbeiter‹. Christa Wolf wird Parteisekretärin des Schriftstellerverbandes Halle und übernimmt Lektoratsarbeiten für den Mitteldeutschen Verlag. Am 24. März 1959 wird sie als »geheimer Informator« (Vinke 1993, 89) der Staatssicherheit angeworben.

Christa und Gerhard Wolf, die sich bewusst gegen eine universitäre Laufbahn entschieden haben, sind in den 1950er Jahren mit dem sich etablierenden Kultur- und Literaturbetrieb der DDR vertraut, sie verfügen über exzellente Kontakte auch über die Grenzen des Landes hinaus und haben auf der Basis ihrer literaturkritischen Arbeiten vielfältige Einblicke in die Gegenwartsliteratur. In und mit diesem Wissen zeichnen sich bereits Denklinien ab, die in ersten Widersprüchen zu den vorgegebenen Maximen des Sozialistischen Realismus stehen (s. Kap. II.A.9). Die *Moskauer Novelle* (1961) ist das Debütwerk der nunmehr ebenfalls freiberuflichen Autorin, für das sie den Kunstpreis der Stadt Halle erhält. Die erwünschte und vielleicht auch erhoffte Verwurzelung war in Halle nicht gegeben, 1962 zieht die Familie nach Kleinmachnow bei Potsdam um. Von hier aus werden beide in ihrem Nachdenken über Literatur und Kunst entscheidende Anstöße für eine andere Art der Literaturauffassung geben.

Partei und Regierung geben die Richtung vor

Diese Zeit der ersten Berufsjahre und der Suche nach dem eigenen Profil waren gleichzeitig Jahre der bewussten Einflussnahme von Partei und Regierung auf die Kulturentwicklung des jungen Staates. Dabei kamen in der ideologischen Formierung verschiedene Richtungen zusammen: Die sowohl aus dem Ost- als auch dem West-Exil Zurückgekehrten brachten ihre jeweils prägenden Muster und Erfahrungen jahrelanger Konfrontation mit unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen mit. Gleichermäßen gaben Autoren und Wissenschaftler, die zunächst in den Westzonen oder außerhalb des geteilten Landes gelebt und gearbeitet hatten – Bertolt Brecht, Hans Mayer, Ernst Bloch, Stephan Hermlin u. a. –, wesentliche Impulse für die Entwicklung von Kultur, Literatur und Philosophie. Über allen Differenzen in den Ausrichtungen, der individuellen Verfasstheit im Exil sowie in der Verortung in den politischen Gruppierungen und Meinungsfindungsprozessen stand jedoch der einmütige Wille, all das umzusetzen, was ihnen in den Jahren der NS-Diktatur verwehrt geblieben ist, was in vielfältigen Konzepten vorbereitet war und nun in der DDR verwirklicht werden sollte.

Rekurrierend auf die marxistische Theorie des Verhältnisses von Basis zu Überbau setzte die bewusste Bevormundung und Beeinflussung von Kultur und Literatur ein. Bereits vor Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 legte der aus dem Sowjet-Exil kommende Funktionär und spätere Vorsitzende des Staatsrates, Walter Ulbricht, auf der 1. Parteikonferenz der SED vom 25.1.1949 den Stellenwert von Literatur fest. Im Abschnitt »Entwicklung des Kulturlebens« ging er auf Probleme der künstlerischen Entwicklung ein und hob hervor, dass es das »kulturelle Ziel dieses Plans [erster Zweijahrplan; I. N.] ist, Menschen mit einer neuen gesellschaftlichen Erkenntnis zu erziehen« (Ulbricht 1963, 363). Die Schriftsteller/innen erhielten somit die konkrete Aufgabe, mit ihren Texten erzieherisch und bewusstseinsbildend auf die Rezipienten einzuwirken, bei diesen Verständnis für die veränderte Situation zu entwickeln und gleichermaßen deren ästhetisches Vergnügen zu stimulieren und sie gesellschaftspolitisch zu aktivieren. In den folgenden Monaten zeigte sich jedoch, dass die Aufgeforderten in keiner Weise diesen Vorgaben folgen konnten und dass Literatur nicht auf der Grundlage von politischen Proklamationen entstehen kann. Auf dem III. Parteitag der SED im Juli 1950 übte der ebenfalls aus dem Sowjet-Exil zurückgekehrte Johannes R. Becher, einst

ein gefeierter Autor des literarischen Expressionismus, herbe Kritik an der Gegenwartsliteratur. Er stellte fest, dass auf diesem Gebiet Nachholbedarf bestehe: »Die Kulturschaffenden sind bisher in ihren künstlerischen Werken die Antwort auf unsere gewaltigen politischen, kulturellen Erfolge noch schuldig geblieben« (Becher 1951, 68). Im Mittelpunkt der hier getroffenen Aussagen stand die erzieherische Funktion von Literatur; den Schriftsteller/innen wurde nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus und der Phase der Desorientierung und Desillusionierung weiter Teile der Bevölkerung sowie des Aufbaus des am Sowjetsystem orientierten Staates die Aufgabe zugewiesen, sich mit ihren Arbeiten an diesem Umerziehungsprozess zu beteiligen. Eine weitere Markierung in dieser politischen Funktionsbestimmung von Literatur stellte die 5. Tagung des ZK der SED, 1951, dar. Im Hauptreferat hieß es:

»Wir wollen, wenn unsere besten Menschen dargestellt werden, daß die typischen Züge, die das Merkmal eines fortschrittlichen Menschen sind, im Kunstwerk auch ihre Verkörperung finden, und wir haben ein Recht, das zu verlangen, nicht nur, weil es solche Menschen in der Wirklichkeit gibt, und das der Würde dieser Menschen entspricht, sondern vor allem darum, weil durch diese Menschen das Neue verkörpert wird, das uns in eine lichte und schönere Zukunft führt.« (Lauter 1951, 33)

Mit dieser Proklamation wurde ein Leitmodell entwickelt, nach dem sich alle am Literaturprozess beteiligten Akteur/innen zu richten hatten und das als Basis einen eingeeengten, auf wenige Maximen beschränkten Marxismus in der Auslegung der DDR hatte. Bertolt Brecht griff den Begriff des Typischen – in den 1950er Jahren Hauptterminus zur Umschreibung des Wirkungsmodells von Literatur – kritisch auf und setzte dieser floskelhaften Verwendung einen praktikablen Gehalt entgegen.

»Man macht aus dem Wort einen Fetisch, indem typisch einfach das Gewünschte ist [...]. Die eigentliche Bedeutung des Wortes ›typisch‹, für die es von Marxisten als wichtig genannt wurde, ist: geschichtlich bedeutsam. Dieser Begriff gestattet, auch scheinbar winzige, seltene, überraschende Vorkommnisse sowie unscheinbare, oft oder selten vorkommende Menschen aus dem Licht der Dichtung zu ziehen, weil sie geschichtlich bedeutsam, das heißt für den Fortschritt, das heißt für den Sozialismus wichtig sind. Diese Vor-

kommnisse und Menschen müssen aber dann realistisch, das heißt mit ihren Widersprüchen dargestellt werden, und auch der Häufigkeitsgrad ihres Auftretens muß zu erkennen sein.« (Brecht 1966, 338 f.)

All diese Auseinandersetzungen und immer wieder mit Nachdruck betonten Richtlinien für die Gegenwartsliteratur kreisten um das Postulat: die Umsetzung der Methoden des Sozialistischen Realismus mit den Kriterien Parteilichkeit, Volksverbundenheit, Wahrhaftigkeit und der Gestaltung des ›neuen Menschen‹. Gefordert wurde nach Georg Lukács ein Kunstwerk, das »alle wesentlichen, objektiven Bestimmungen, die das von ihm gestaltete Stück Leben objektiv determinieren, in richtigem und richtig proportioniertem Zusammenhang« (Lukács 1955, 16) widerspiegelt. Eine solche Konzeption war von Beginn an darauf ausgerichtet, alle anderen ästhetischen Verfahren als nicht-realistisch und formalistisch abzuwerten. Die in den frühen 1950er Jahren initiierte Formalismusdebatte war bestimmt durch das Ziel, an dem in der Volksfrontbewegung gegen den Faschismus in den 1930er Jahren begründeten Erbeverständnis – in der Bewahrung der klassischen und bürgerlich humanistischen Tradition des 19. Jahrhunderts – festzuhalten; das schloss nicht nur Autorinnen und Autoren der Romantik und der klassischen Moderne, sondern gleichermaßen auch Künstler des West-Exils wie Paul Dessau aus.

Mitte der 1950er Jahre wurden die Auseinandersetzungen um die Gegenwartsliteratur immer stärker. Autor/innen der Exil-Generation wie Anna Seghers und Johannes R. Becher legten ihre Auffassung über Funktion, Wirklichkeit und literarische Gestaltung dar und forderten eine Literatur mit echten Fabeln und Konflikten, die die Rezipient/innen fordern sollten. An diesen zum größten Teil in Zeitungen und Zeitschriften wie *Neues Deutschland* und *Sonntag* öffentlich ausgetragenen Diskussionen beteiligte sich auch Hans Mayer mit seiner Einschätzung vom 2.12.1956. Er sah die ost- und westdeutsche Gegenwartsliteratur sowohl in weltliterarischen und geschichtlichen Zusammenhängen als auch im Kontext der Jahre nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Seine Wertung ist ernüchternd: »Der Tisch unserer Literatur ist kärglich gedeckt. Wir durchleben magere Jahre« (Mayer 1956, 4). Trotz der Tatsache, dass es Anzeichen von Talent – so bei Franz Fühmann, Erwin Strittmatter und Karl Mundstock – gebe, sei es insgesamt literarisch eine »dürftige[] Zeit« (ebd.). Werner Mittenzwei ergänzt in seinem Resümee zur Litera-

tur dieser Jahre Hans Mayer insoweit, dass dieser einen Umstand ausgelassen habe, »der die Bilanz noch fataler machte«: auch die neuen Werke der Exilant/innen sind weit hinter dem erreichten Standard zurückgeblieben (Mittenzwei 2001, 185).

Die Auseinandersetzungen fanden ihren Höhepunkt in den Referaten und Beiträgen auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongress im Jahr 1956, auf dem durchaus kritisch reflektiert wurde, dass die Gegenwartautor/innen den Leser/innen auf der Basis von Vorgaben und Anleitungen fertige Konzepte lieferten, ohne diese an ihren Entdeckungen der Wirklichkeit teilhaben zu lassen. Als Ergebnis und möglicher Schritt, aus dieser Misere heraus zu finden, erwies sich der erste Aufruf des ›Bitterfelder Weges‹ (s. Kap. II.A.10), indem zum einen Autor/innen das reale Leben mit seinen Konflikten nicht nur erfassen, sondern auch in Literatur und Kunst formen sollten und zum anderen der ›neue Mensch‹ – der Arbeiter sozialistischer Prägung – die Möglichkeit erhalten sollte, selbst Produzent von Kunstwerken zu werden. Somit formierte sich im Verlauf der 1950er Jahre ein Leitdiskurs der DDR-Literatur als sozialistischer Literatur. Die Grundbegriffe lassen sich nach Peter Böhlig folgendermaßen zusammenfassen:

»Geschichte als kontinuierlicher, teleologischer Prozeß; Fortschritt als prozessualer Modus der Geschichte, Utopie als sozial relevante, die Gesellschaft vorantreibende Kraft; Gesellschaft als Quelle von Sinn; antagonistisches Staats- und Klassenmodell; Subjekt als Zentrum von Texten; Literatur als (wie auch immer kritische, widersprechende, therapeutische) Repräsentation nachprüfbarer Realitäten.« (Böhlig 1997, 10 f.)

Die ideologischen Modelle und Ausrichtungen fanden – so David Bathrick – ihren Niederschlag in »normativen Metageschichten« oder »Gründungsgeschichten«: von der Entstehung des Staates (»Auferstanden aus Ruinen«), dem »Kampf gegen den Faschismus«, der »Befreiung der Frau«, den »legendären Leistungen der Aufbaujahre« und dem »klassische[n] proletarische[n] Erbe der Vergangenheit« (Bathrick 2000, 247).

Festzuhalten ist, dass in den 1950er Jahren in der DDR eine Literatur erwünscht und auch geschrieben wurde, die das Zentrum einer Kulturauffassung eines sich als sozialistisch verstehenden Staates besetzt und repräsentiert. Somit wurde auch in der Kulturpolitik das in der Staatspolitik favorisierte Modell der Einheit umgesetzt. Das hatte zur Folge, dass all die Texte, die nicht genehm oder politisch verdächtig jenseits

des Mainstreams der Postulate lagen, entweder nicht veröffentlicht, verschwiegen oder erst viele Jahre später veröffentlicht werden konnten. Ines Geipel – die 1999 einen Band zu vier weitestgehend unbekannten Autorinnen in der frühen DDR vorlegte (Geipel 1999) – und Joachim Walther haben nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten vielen dieser Autorinnen und Autoren mit der Herausgabe der »Verschwiegene[n] Bibliothek« (seit 2004) erstmals eine Stimme gegeben.

Mit dem Festhalten am Sozialistischen Realismus und der sozialistischen Literatur unmittelbar verbunden war die Diskussion um den ›neuen Menschen‹ als ideologisches Leitbild der frühen DDR-Literatur. Untersuchungen zum Sprachgebrauch der DDR haben in den letzten Jahren die formelhafte Verwendung von Worten und Begriffen herausgearbeitet (vgl. Fix 2014). Der Literaturwissenschaftler Ludwig Stockinger (2013) analysiert, dass der Begriff Humanismus vielfach ideologisiert wie ein Fetisch benutzt wurde, um all die Unzulänglichkeiten und Irritationen zu verwischen oder auf Unumstößliches – so das literarische und kulturelle Erbe – zu verweisen. Im Feld der Verwendung von Sprache wird noch ein weiterer Zusammenhang erschlossen: die Verbindung zwischen dem entindividualisierten kollektiven ›wir‹, dem Possessivpronomen ›uns‹ und dem Begriff ›humanistisch‹. Der im Jahr 1991 nach der politischen Wende frei gewählte Rektor der Universität Leipzig, Cornelius Weiss (Jg. 1933), hat in seiner Bewerbungsrede vom 13. Februar 1991 diesen Geist der frühen Jahre nochmals heraufbeschworen: »In der Perspektive wird es darauf ankommen, uns auf unsere humanistische Tradition zu besinnen, uns selbst geistig zu befreien und uns unserer Kräfte bewusstzuwerden« (Weiss 2012, 322).

Die Betonung des ›wir‹-Gefühls und die Vielfalt der Fragen

Mit Blick auf die zahlreichen Selbstaussagen, Essays und Interviews von Christa Wolf ist auffallend, dass sie immer wieder von ›meiner Generation‹ spricht. Dabei funktioniert der Generationsbegriff »wie eine Hülle, die das eigene Ich als größeres Allgemeines schützend umgibt. Es kräftigt die Stimme ›wir‹ zu sagen statt ›ich‹« (Magenau 2013, 29). Das ›Wir‹ wird zu einem Schutzraum und führt somit zum Phänomen der Gruppenbildung. Die 1950er Jahre in ihren politischen Erschütterungen – 1953: Arbeiteraufstand in der DDR; 1956: XX. Parteitag der KPdSU mit der Auf-

deckung der Verbrechen der Stalinzeit; Volksaufstand in Ungarn; Beginn der politischen Prozesse in der DDR gegen führende Intellektuelle und Kulturschaffende – führten einerseits zu individuellen Irritationen und ersten Rissen im Glauben an diese Gesellschaft und festigten andererseits dieses kollektive ›Wir‹ als bestimmendes Muster, in das sich das ›Ich‹ einfügen hat. Diese Diskussion um das Verhältnis zwischen ›ich‹ und ›wir‹, zwischen ›mein‹ und ›uns‹ wird von Volker Braun in einem der letzten Texte, die noch in der DDR erschienen sind, erneut zum Thema erhoben: Im letzten Vers des Gedichts »Das Eigentum« (1990) heißt es: »wann sag ich wieder mein und meine alle« (Braun 1992, 84).

Worauf basiert diese Wir-Konstruktion und warum lag die Hoffnung im »Weg wie eine Falle« (ebd.)? In der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR wuchs eine Generation heran, der die alten Autoritäten – die Eltern, v. a. die Väter, die häufig als Kriegsversehrte heimkamen, die Lehrer/innen und Erzieher/innen – verloren gingen und die auf der Suche nach neuen Verortungen war. Im Gegensatz zu den westlichen Zonen kannte die SBZ keine ›Stunde Null‹, sofort wurde der Anschluss an die bewahrungswerten Traditionen der deutschen und der Exil-Literatur sowie der Sowjetliteratur hergestellt. Die Zurückgekehrten, die Widerstandskämpfer und all die, deren Existenz und Werke im Faschismus unkenntlich gemacht worden sind, wurden in der Gründungsphase dieser Generation zu Orientierungsgrößen für eigene Entscheidungen. Im Interview mit Günter Gaus, der ebenfalls dem Jahrgang 1929 angehört, sieht Christa Wolf Unterschiede in den Entwicklungen zwischen Ost und West:

»[J]a; was meine Generation so spät hat erwachsen werden lassen. Wir erlebten nämlich damals, Anfang der fünfziger Jahre, als ich nach meinem Studium im Schriftstellerverband arbeitete, Genossen, die aus dem KZ kamen, aus den Zuchthäusern, aus der Emigration, beeindruckende Menschen – ich glaube auch heute noch, daß sie zu den interessantesten Leuten gehörten, die einem damals in Deutschland hätten begegnen können –, und das war eine Bindung, die zum größten Teil auch auf schlechtem Gewissen beruhte.« (WA 12, 445)

Der Verlust des alten Glaubens führte nach kurzen Phasen der Neu- oder Umorientierung zu neuen Hoffnungen und individuellen Reprofilierungen. Diese erlebte Franz Fühmann (Jg. 1922) in sowjetischer

Kriegsgefangenschaft nach der Absolvierung eines sechsmonatigen Kurses einer Antifa-Schule. Bis zu ersten persönlichen Katastrophen am Ende der 1950er Jahre wird seine Glaubensbereitschaft ungebrochen sein, missionierend wird er voll Eifer die neue Lehre pathetisch verkünden, scheinbar blind gegenüber all den Verfehlungen, die nicht zu übersehen sind (vgl. Decker 2009, 99–102). Wolfgang Emmerich, der viele Jahre von der Gläubigkeit dieser Generation gesprochen hat, relativiert diesen Begriff im Spannungsfeld der Betrachtungen von DDR-Literatur »zwischen Anpassung und Widerspruch« und spricht von dem »Wille[n] zum Glauben« (Emmerich 2013, 50). Das umschließt, dass das Versprechen, eine neue Gesellschaftsordnung – den Sozialismus – zu errichten und somit das Alte hinter sich zu lassen, ein fast religiöser Akt war, der den Zweifelnden bekehren und ihn auf den rechten Weg führen sollte. Christa Wolf erinnert sich in ihrer Rede zum 80. Geburtstag von Hans Mayer an die später von ihm so benannten »Religionsgespräche«. »Es ging um den rechten Glauben an die reine Lehre, um die endlosen Auseinandersetzungen über Abweichungen und Abweichler, zu denen man nicht gehören wollte, und in die man doch manchmal geriet, erneute Bemühen um den ›richtigen Standpunkt‹, viel vergebliche Liebesmüh, viel Fremdheit und Zweifel, überdeckt durch Selbstquälerei und Rigorismus« (WA 12, 17). Der Scham, der Erschütterung, der Isolierung, der Schuld wird das neue Weltbild des Marxismus stalinistischer Verfasstheit entgegengestellt, so wurden aus den Verlierern die »Sieger der Geschichte« (Faber 2014, 48).

Die Konstruktion dieses kollektiv angenommenen Mythos umschloss das Bekenntnis zu einem eindimensionalen Fortschritts- und Wahrheitsbegriff sowie zu bedingungsloser Loyalität gegenüber dem Staat, der als der eigene angenommen wurde. Annette Simon beschreibt diesen Loyalitätsdruck, den diese Generation auf ihre ausübte und der sich schließlich in vielen Fällen zum Generationskonflikt entwickelt hat. Angestrebte und notwendige Dialoge waren kaum möglich, die »nachfaschistische, selbst sadistische Moral bildete sozusagen meinen moralischen Urgrund, in den dann die anderen Werte eingepflanzt wurden: Die zehn Pioniergebote, die Timur-Brigaden-Ideologie usw. Das Ganze war eingebettet in den Mythos vom Kollektiv, dem man sich in jedem Fall unterzuordnen bzw. für das man eigene Streben zurückzustellen hatte« (Simon 1995, 42 f.). Nachdem ihr im Verlauf der 1980er Jahre bewusst geworden ist, dass diese Loyalität »irrationale, fast könnte

ich sagen mystische Dimensionen hatte« (48), weicht der »letzte Hauch Loyalität« nach ihrer Verhaftung am 7. Oktober 1989 (49).

Es hat Jahre und Jahrzehnte gedauert, bis notwendige Aussprachen stattgefunden haben; geplante Dialoge führten immer wieder zu Monologen und endeten häufig in Rechtfertigungsstrategien. Immer wieder auf ihre eigenen Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster zurückgeworfen, waren Brückenschläge zwischen der Generation von Christa Wolf zu den Haltungen und Empfindungen der später Geborenen aufgrund eigener Unsicherheit erst spät möglich und wurden vielfach auf die »Enkelgeneration« (vgl. Simon 2013) verlagert. 1987 zeichnet Christa Wolf diesen komplizierten Weg nach:

»Mir scheint, daß vielen Angehörigen meiner Generation – unterschiedlich ausgeformt je nach den unterschiedlichen Angeboten und Zwängen in Ost und West – von ihren frühen Prägungen her der Hang zur Ein- und Unterordnung geblieben ist, die Gewohnheit zu funktionieren, Autoritätsgläubigkeit, Übereinstimmungssucht, vor allem aber die Angst vor Widerspruch und Widerstand, vor Konflikten mit der Mehrheit und von dem Ausgeschlossen sein aus der Gruppe. Es ist uns schwergefallen, erwachsen zu werden, Selbständigkeit, Souveränität zu erwerben und eine im guten Sinn soziale Haltung.« (WA 12, 104 f.)

Diese Loyalität zur DDR, gespeist aus der Ambivalenz zwischen Schuld- und Zusammengehörigkeitsgefühl, hatte Haltungen und Handlungen zur Folge, die nach 1989 zu vielfältigen Erklärungsmustern, Deutungen und Wertungen führten (vgl. Vinke 1993). Dazu gehörte auch die Nähe von Autor/innen dieser Generation zur Staatssicherheit der DDR. Im Fall von Christa Wolf gibt es zwei Aktenlagen, einen kleineren Band mit 137 Seiten, der lediglich auf 20 Seiten Treffensberichte unter dem Decknamen »Margarete« enthält, und eine viele Bände umfassende Akte, die die Staatssicherheit zur Observation des Ehepaares Wolf unter dem Tarnnamen »Doppelzünger« seit Ende der 1960er Jahre anlegte. Von dieser Zeit bis 1980 liegen 42 Bände vor, die zwischen 1980 und 1989 angelegten Akten sind vernichtet worden. Es kann davon ausgegangen werden, dass über 80 Bände erstellt wurden. Im Interview mit Günter Gaus rekonstruiert Christa Wolf die für sie und andere widerspruchsvolle Zeit am Ende der 1950er Jahre. Zum einen besaß die Staatssicherheit in ihrem Bewusstsein noch nicht das Gesicht wie schon kurze Zeit danach, zum anderen hatten die beschriebenen

Ereignisse Mitte der 1950er Jahre zu ersten Erschütterungen geführt, so dass sie diese Monate in der Erinnerung ihrer eigenen Entwicklung als erste Lösung von Abhängigkeiten und den Beginn eines kritischen Denkens beschreibt (vgl. WA12, 457). Joachim Walther fasst in der Studie *Sicherungsbereich Literatur* (1996) das von Christa Wolf eingegangene Verhältnis mit der Staatssicherheit – das er bei Brigitte Reimann, Franz Fühmann und Ulrich Plenzdorf ähnlich sieht – unter der Überschrift »Perspektivlosigkeit, Ineffizienz« (Walther 1996, 691) zusammen. Typisch für einen solchen erfolglosen Versuch, Autor/innen über einen längeren Zeitraum an sich zu binden, ist es, dass gleich danach unmittelbar der »Operative Vorgang« eingeleitet wurde, so dass die einst Beteiligten nun selbst zum Gegenstand der Observation werden; so auch im Fall von Christa Wolf.

Die 1950er Jahre sind die Jahre der Suche, des Ausprobierens und des Erkenntnisgewinns dieser Generation, die aus unterschiedlichen Klassen und Schichten kam und somit differenzierte Voraussetzungen mitbrachte. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte besteht die Möglichkeit, auf der Basis unterschiedlicher Voraussetzungen zu einem Studium zu gelangen. Die Arbeiter- und Bauernfakultäten (ABF) bereiteten vor allem Jugendliche aus dem bäuerlichen, proletarischen und kleinbürgerlichen Milieu auf das akademische Leben vor. Elmar Faber (Jg. 1934) beschreibt in seinen Erinnerungen das Lebensgefühl dieser Absolvent/innen, die sich zu ihrem Leitbild bekannten. »Wir wollten aber an die Silhouette eines anderen Deutschlands glauben, die die neue Herrschaft entwarf. Ideale machen anfällig. Es war Umbruchszeit« (Faber 2014, 48). Bei dieser Generation handelt es sich um vielfach politisierte junge Menschen, die angeregt durch das Denken und Handeln ihrer akademischen Lehrer – so etwa der Literatur- und Kulturwissenschaftler Hans Mayer in Leipzig – an deren Entdeckungen und Vergleichen teilnahmen und die nach dem Studienabschluss unter denen sind, die ihre eigene Stimme artikulieren. Dazu gehören neben Christa Wolf u. a. Irmtraud Morgner (Jg. 1933), die in den 1970er und 1980er Jahren von Seiten der westlichen Kulturkritik als Feministin der DDR gefeiert wurde, Uwe Johnson (Jg. 1934), der Kinderbuchautor Joachim Nowotny (Jg. 1933), der Linguist und Schriftsteller Hans Joachim Schädlich (Jg. 1935), der Brecht-Forscher, Publizist und Autor Werner Mittenzwei (Jg. 1927) sowie Elmar Faber (Jg. 1934) und viele andere, die in Leipzig die Kunst der ständigen intellektuellen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen

erfahren hatten. Elmar Faber hält diese Zeit in seinen Erinnerungen fest:

»Das Leben im Hörsaal 40 war bunt und ereignisreich. Leicht konnte jemand das Blauhemd vom Leibe gerissen werden, wenn er nicht in die Fassung der revolutionären Kleidung passen wollte. Vormittags konnte man behaupten, daß die Erde eine Kugel, nachmittags, daß sie eine Scheibe sei. An einem Tag war Rußland das Paradies, an anderen die Hölle. Schopenhauer war früh der große Frauenfeind, abends der fröhliche Spießgeselle. Als Ausbeuter und Abgucker stand Brecht am Pranger, wenn die Sonne aufging, wenn sie sich senkte, war er wieder das große Genie.« (Faber 2014, 68 f.)

Alle, diese einst in Leipzig und anderen Universitätsstädten der DDR Zusammengekommenen, mit dem Adjektiv ›Aufbau‹-Generation fassen zu wollen, das Assoziationen zu Anpassung, Gläubigkeit, Konfliktarmut und Staatsnähe freisetzt, greift zu kurz. Diese Generation war ständigen Spannungen ausgesetzt. Sie hatte den restriktiven Maßnahmen einer einseitig ausgerichteten Kultur- und Literaturpolitik standzuhalten, gleichermaßen erlebte sie Momente einer intellektuellen Befreiung. Über die Art und Weise des Umgangs miteinander und der Streitkultur, die für den Lebens- und Schaffensprozess von Christa und Gerhard Wolf bestimmend sein wird, konnten Spuren gelegt werden, die es zu verfolgen galt. Dieses ständige Ausloten von Ambivalenzen wurde in einer Weise generiert, die ständig zur Überprüfung von Haltungen führte. Kollektive Visionen wurden zunehmend hinterfragt, die Hoffnung auf das andere, bessere Leben blieb; die Zweifel jedoch, ob dieses auf den vorgezeichneten Bahnen zu erreichen sei, wurden nach 1956 immer stärker. Das System richtete sich mit Gewalt gegen diejenigen, die außerhalb der Koordinaten ihre Meinungen äußerten und Verantwortung zeigten. 1957 wurde der Philosoph Ernst Bloch (Jg. 1885) zwangs-emeritiert, Alfred Kantorowicz und Gerhard Zwerenz verließen die DDR, ihnen folgte 1959 Uwe Johnson, dessen Erfolgsroman *Mutmassungen über Jakob* erst in der Bundesrepublik erscheinen konnte. Die Gläubigkeit der Anfangsjahre wich dem Wissen, die Hoffnung jedoch blieb.

3 Zwischen Überprüfungen und Bekenntnissen. Die 1960er Jahre

1962 ziehen Christa und Gerhard Wolf mit ihren beiden Töchtern nach Kleinmachnow bei Berlin; zunächst in die Förster-Funk-Allee, am Beginn der 1970er Jahre in die Fontanestraße. Die Gründe für den Weggang aus Halle sind vielfältig. Zum einen sind die beiden Mädchen in der Industriestadt häufig an Bronchitis erkrankt und die Nähe zum Wasser und vor allem zu den am Schwielowsee im Schriftstellerheim in Petzow tätigen Eltern von Christa Wolf sind verlockend und für das arbeitende Schriftsteller-Ehepaar entspannend zugleich. Zum anderen suchen beide die Nähe zur in Potsdam-Babelsberg ansässigen DEFA mit dem Ziel, verstärkt für den Film arbeiten zu können (vgl. Hilzinger 2014, 116). Das Leben an der Peripherie der Hauptstadt gibt ihnen die Möglichkeit des Beobachtens und Reflektierens und vor allem des Aufbaus eines großen Freundeskreises, so zu Änne und Frieder Schlotterbeck, Kurt und Jeanne Stern, Maxie und Fred Wander, Eduard Claudius, zum Ehepaar Janka und zu Günter de Bruyn. Dieser hat die Zeit in Kleinmachnow, die inneren Wandlungsprozesse von Christa und Gerhard Wolf von der Parteilgläubigkeit zum ständigen Hinterfragen in seinen Lebenserinnerungen festgehalten (de Bruyn 1996, 144–146). Auf Wunsch von Alfred Kurella, Leiter der Kulturkommission beim Politbüro der SED, und mit Unterstützung von Konrad Wolf und ihres Mannes willigt Christa Wolf ein, für eine Parteifunktion zu kandidieren. Vom VI. bis zum VII. Parteitag der SED (1963 bis 1967) ist sie Kandidatin des ZK der SED, seit 1965 ist sie Mitglied des PEN-Zentrums der DDR. Die mit der Parteifunktion verbundenen Möglichkeiten und Privilegien hat sie entweder abgelehnt – die materielle Entschädigung sowie die Übernahme einer Dienstpistole – oder für sich und ihre Familie angenommen – wie den Zugang zum Regierungskrankenhaus sowie zu den Ferienhäusern des ZK. 1963 wird für sie zu einem weiteren die Zukunft bestimmenden Jahr. Im Februar stirbt die Freundin Christa Tabbert-Gebauer im Alter von 35 Jahren. Dieser Tod löst bei ihr eine persönliche Krise aus und veranlasst sie zur Bilanzierung ihres eigenen Lebens; mehrwöchige Krankenhausaufenthalte sind die Folge. Nach dem Erscheinen der Erzählung *Der geteilte Himmel* wird ihr in diesem Jahr der Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste der DDR verliehen. Im Jahr 1964 – der Film nach dem gleichnamigen Text in der

Christa Wolf-Handbuch

Leben - Werk - Wirkung

Hilmes, C.; Nagelschmidt, I. (Hrsg.)

2016, X, 406 S., Hardcover

ISBN: 978-3-476-02518-0